

Mit Abwesenheit umgehen

Kontinuität und Verankerung einer transnationalen Lebensführung jenseits territorialer Abgrenzungen

Cédric Duchêne-
Lacroix

1 Ausgangsüberlegungen

„Wo bist du?“, sagt plötzlich ihr scheinbar einsamer und fremder Nachbar im Zug. Eine solche Situation ist in unserer Kommunikationsgesellschaft nicht mehr ungewöhnlich, in der Kontakte unmittelbar – hier mit dem Handy – und unabhängig von der geometrisch gegebenen Entfernung geknüpft werden können. An die Erdoberfläche gebundene Entfernungen und Abgrenzungen scheinen überwunden zu sein. Trotzdem bleibt die Frage der Verortung zentral: „Wo bist du?“ Vielleicht ist das so, weil die Lokalisierung mit anderen wichtigen Elementen unserer Vergesellschaftung aufs Tiefste verbunden ist: z. B. mit der Verankerung der kollektiven Erinnerung und ihrer Bearbeitung¹, mit dem symbolischen Kapital in verschiedenen Handlungsfeldern² oder mit der fortwährenden Aneignung, Herstellung und praktischen Ausübung des Eigenen bzw. von Machtbeziehungen.³ In unserer Mobilitätsgesellschaft bleiben auch die konkrete Lokalisierung und Territorialisierung⁴ jenseits der Fluidität der physischen oder informationellen Kommunikationen wichtig, weil sie stets eine Erscheinungsform der Vergesellschaftung⁵ sind. Was hat sich jedoch darüber hinaus geändert? Stärker als geo-metrische Entfernungen⁶ und geopolitische Grenzen spiegeln sich heute soziale, kulturelle und ökonomische Strukturierungen sowie durch Technik bedingte Grenzen (Struktur der Netzwerke, benachbarte Enklaven) in der räumlichen Mobilität wider.

Archipelisierung des Lebens

Diese neue Entwicklung führt zu einer „Archipelisierung“⁷ des Lebens. Schnelle Kommunikations- und Mobilitätstechnologien haben sich popularisiert. Voneinander weit entfernte⁸ Orte können heute durch die zur Verfügung stehenden Verkehrs- und Kommunikationsmittel zeitlich näher als zuvor oder sogar unmittelbar erreichbar sein. Zugleich können wir für die vergangenen 50 Jahre eine geo-metrische und zeitliche Verlängerung der Entfernung zwischen dem Hauptwohn- und dem Haupt-

arbeitsort beobachten. Ob freiwillig oder nicht, heute ist ein größerer Anteil von Menschen daran gewöhnt, täglich auf eine längere Entfernung zu pendeln. In dieser Situation entwickeln sie sowohl praktischen Sinn (Bourdieu) als auch Mobilitätskompetenz (Motilität⁹). Andersherum vergisst man – außer bei Streiks, Linienänderungen oder ähnlichen Situationen – wie wichtig die Mobilitäts- und Kommunikationsprothesen sind, um die Lebensorte miteinander zu verbinden oder zu erreichen. Es geht nicht nur um Infrastruktur, sondern auch um Kompetenz. Selbst was räumlich in der Nähe liegt, könnte ohne einen Wegweiser, einen Pass oder Lesekönnen physisch oder virtuell unerreichbar bleiben. Die latente Strukturierung der Gesellschaften bleibt – zum Teil aufgrund staatlicher Deregulierung – für Individuen in ihrer Mobilität zwingend.¹⁰ Darüber hinaus hat sich seit der bis in die Neuzeit praktizierten Ökonomie des ganzen Hauses¹¹ die Anzahl von Lebensorten funktionell, simultan und sukzessiv, individuell und haushaltsbezogen vermehrt, z. B. in Form von wechselnden Wohnungen für Kinder von Geschiedenen, Zweitwohnungen an fernen Arbeitsorten, Orten für regelmäßige Freizeitaktivitäten, frühere Wohnorte, traditionelle Großfamilienorte etc. Dieses inzwischen für einen Großteil der Bevölkerung auftauchende Phänomen der Fragmentierung und Vermehrung der Lebensorte einer Person (oder einer Gruppe) bezeichne ich als individuelle (bzw. kollektive) Archipelisierung.¹²

Diese Archipelisierung bedeutet nicht zugleich Entterritorialisierung. Im Gegenteil: Sie ist eine Territorialisierung in Verbindung mit und zugleich jenseits der üblichen, meist flächendeckenden politischen und soziokulturellen Territorien. Die Umkehrung der soziogeographischen Zuordnung zwischen geo-metrischen und sozialen Kontinuitäten lässt sich aufgrund verschiedener supranationaler Entwicklungen (Globalisierung und internationale Liberalisierung der Märkte, regionale Freizügigkeit der Personen, europäische Integration, transnationale Vernetzung) nicht national begrenzen. Viele von

Verblüffend dabei ist, dass lebendig wahrgenommene Orte so etwas wie die Gegenwart von Abwesendem sind.

Michel de Certeau: Die Kunst des Handelns. Berlin 1988 (1980), S. 205

Dr. Cédric Duchêne-Lacroix
Universität Basel
Institut für Soziologie
Petersgraben 27
4051 Basel
Schweiz
E-Mail: c.duchene@unibas.ch

der nationalen oder lokalen Gesellschaft geo-metrisch entfernte Elemente des Alltagslebens können zugleich näher rücken. Die Beobachtung interkultureller Wechselwirkungen, die Georg Simmel bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts für die Stadtentwicklung feststellte („Die Distanz innerhalb des Verhältnisses bedeutet, dass der Nahe fern ist, das Fremdsein aber, dass der Ferne nah ist“¹³), hat heute eine verstärkte transnationale Alltagsdimension.¹⁴ Das Simmelsche Modell gilt heute als Vereinfachung unterschiedlicher Situationen: Transnationale Migrantinnen und Migranten erhalten in gewissem Rahmen trotz der räumlichen Entfernung und ihrer Abwesenheit eine relative Nähe zum Herkunftsort aufrecht und machen sich am aktuellen Lebensort zumindest einige nahe liegende Milieus vertraut. Sie entwickeln und erhalten damit die Selbstverständigungs- und Zugehörigkeitsverhältnisse zu ihren Inseln.

Die Form der transnationalen Archipelisierung lässt sich in ihrer Größe, Homogenität, Stabilität nicht einfach erfassen und interpretieren. Die Fläche eines Archipels entspricht nicht der Spannweite bzw. Entfernung zwischen den Inseln. Fragmentiert und transnational überschreitet sie u. a. die Beobachtungsebene der nationalen Statistik. Die Zugehörigkeit der Inseln zum Ganzen entspricht gewiss beobachtbaren Gewohnheiten (z. B. Häufigkeit und Dauer der Aufenthalte oder der Reisen in und zwischen den Orten oder die Anzahl der Besuche) oder Fakten (Eigentum, Lokalisierung der Arbeitsorte, der Wohnorte etc.), aber auch subjektiven Elementen (Zugehörigkeitsgefühl, Intensität des Engagements etc.). Diese kategorisierten Kriterien machen die Verschiedenheit und Ungleichheit der Archipele deutlich (mit verschiedenen Funktionen, ungleich intensiv besucht und bedeutend, Dichte der sozialen Vernetzung, Eigentum, Aufenthaltsdauer etc.). Um die Zugehörigkeit einer Insel zum persönlichen Archipel zu bestimmen, sind die Auswahl der Kriterien und die Bedeutsamkeit einzelner Aspekte wie ihrer Beziehungen zueinander relevant. Ist ein Zimmer im Haus der Eltern ein wichtiger Ort? Muss man den größten Teil des Jahres¹⁵ am Ort der Hauptwohnung verbringen oder genügen zwei Tage in der Woche? Sollen also eher subjektive Indikatoren wie z. B. die affektive Zugehörigkeit oder objektive Indikatoren wie die Aufenthaltsdauer den Vorrang haben? Zudem un-

terscheidet sich die Sichtweise der Archipelaner¹⁶ von der der Beobachter. Die Wahl der Beobachtungseinheit ändert die Form, Dauerhaftigkeit sowie Wahrnehmung des Archipels: individualisiert, haushaltszugehörig, gemeinschaftlich. Weiterhin differenzieren die transnationalen Situationen verschiedene Profile aus. Neben alten Mustern, die früher nicht als solche wahrgenommen wurden, lassen sich marginale, aber wachsende neue Formen von transnationalen multilokalen Leben beobachten. Vermehrt so unterwegs sind Gastarbeiter, EasyJet-Wochenpendler, Rentner, Studierende, Konzern-Entsendete, Ärzte-ohne-Grenzen, Diplomaten, Künstler, Unidozenten, transnationale Mehrgenerationen-Familien, Kinder von geschiedenen binationalen Paaren, Landfahrer, Soldaten usw., dabei Männer wie Frauen. Wie vielfältig die multilokalen transnationalen Personen sein können, findet man, wenn man sucht.¹⁷

Transnationale Multilokalität zeitigt immer auch Abwesenheit

Das transnationale Leben als Leben an und zwischen mindestens zwei durch eine internationale Grenze voneinander getrennten Orten wird in der Presse und im Alltagsverständnis oft mit dem Leben einer sorglosen Elite gleichgesetzt. Dieser Mythos kann – je nach der Verortung der Beobachter – verschiedene Gesichter zeigen: z. B. der Auswanderer aus Afrika, der sich in Europa eine als gut empfundene Situation geschaffen hat oder zu haben scheint und immer mit Taschen voller Geschenke nach Hause kommt oder kommen soll, oder der westliche grenzenlos mobile Erwerbstätige¹⁸, der männlich, hochqualifiziert und von transnationalen Firmen entsendet wird. Die Bedingungen und Prozesse transnationalen Lebens sind eine selten dargestellte Palette von Zwängen, Chancen und Verwundbarkeiten, selbst in Wohlstandssituationen. Das Phänomen muss also gewiss durch materielle Indikatoren (z. B. Einkommen, Flugzeugnutzung, Mehrsprachigkeit) umgrenzt werden, jedoch nicht ohne die eher immateriellen oder praktischen¹⁹ Faktoren transnationalen Lebens zu berücksichtigen. Dazu zählt u. a. die Notwendigkeit, immer wieder die geographischen und soziokulturellen Abgrenzungen zu überwinden, um Kontakte zu pflegen, Insiderinformationen zu erlangen, oder die Anerkennung als Alter Ego zu erhalten.

Am empirischen Beispiel u. a. französischer Archipelaner und Archipelangerinnen zielt dieser Beitrag darauf, Abwesenheit als eine der phänomenologischen Gemeinsamkeiten der transnationalen Haushaltsmultilokalität²⁰ und individuell zentralen Teil von persönlichen transnationalen Archipelen zu erfassen.²¹ Denn die Bedingungen der (transnationalen) Haushaltsmultilokalität – und generell der Migration – zeitigen eine häufige Abwesenheit²² der Personen. Außer an einem ihrer Lebensorte bzw. Archipelinseln fehlen sie stets an allen anderen, jedoch werden sie überall erwartet. Diese Abwesenheit auf der einen Seite birgt für die Archipelangerinnen und Archipelanger das Risiko der Irrfahrt bzw. der doppelten Desintegration (Kap. 2). Die auf der anderen Seite stehende Erwartung der lokalisierten physischen oder virtuellen Anwesenheit kann in vier Dimensionen betrachtet werden – funktionell, sozial, kulturell-kognitiv und identitär²³ –, wobei die Regeln jeder Dimension unterschiedliche Präsenzen verlangen (Kap. 3).

2 Vakanz als multilokale Abwesenheit infolge von Migration

Transnationale Multilokalität ist weder eine Neuheit²⁴ noch eine Theorie²⁵ in sich, sondern die neue und erklärende Beschreibung von alten und aktuell zunehmenden Phänomenen. Ähnliche Formen mobiler Lebensführungen findet man bereits in der Geschichte; z. B. waren die Warenhändlerfamilien und -gemeinschaften im Mittelalter über mehrere Orte verstreut und vernetzt.²⁶ Anders als „Fremde“ lassen sich „Ausländer“ nur aus der Position eines Inlandes, eines Staatsgebildes mit einer Staatsbürgerschaft als solche benennen. Der Ausländerbegriff gehört somit zum Paradigma eines kulturell-nationalen Containers²⁷, in den Ausländer entweder als temporäre Gäste oder als vergangenheitslose, zu assimilierende Einwanderer hineingelassen werden. Der Gewinn des Begriffs Transnationalität liegt nun u. a. darin, dass damit diese Denkweise abgeschlossener geo-metrischer Räume zwar nicht überwunden, jedoch in der Analyse wahrgenommen wird.

Als die europäische Migrationsforschung noch wenig entwickelt war, schlug der Soziologe Abdelmalek Sayad²⁸ vor, die Einwanderer auch als Auswanderer, somit die

Einwanderung auch als Auswanderung zu betrachten. Die „Aufnahmegesellschaft“ ebenso wie die Migranten und Migrantinnen selbst stellten sich ihren Aufenthalt im „Arbeitsland“ als temporär vor; die Familienangehörigen der „Gastarbeiter“ blieben oft in der Heimat. Doch für viele währt die anfangs zeitweilig geplante Multilokalität ein ganzes Leben lang. Obwohl als Multilokale noch wenig beachtet, zählen die Verortungen der „traditionellen“ Gastarbeiter zur breiten Kategorie der transnationalen Multilokalität.

Plurilokale Desintegration bei Gastarbeitern ...

Eine Konsequenz eines multilokalen Gastarbeitslebens ist laut Bourdieu und Sayad die sog. „doppelte Abwesenheit“: Die Familie ist in der Heimat, die Kinder sehen den Vater nur in den Ferien – also kaum. Auch wenn das Geld vom Vater kommt, haushalten die Frau bzw. die verbliebene Familiengemeinschaft im Heimatland allein, wobei dieses sich während seiner Abwesenheit zunehmend liberalisiert (hat). Im Aufnahmeland knüpfen viele Gastarbeiter nur wenige Kontakte; ihr ersehntes Ziel war immer die erfolgreiche Rückkehr. Wenn dann die Phase des Erwerbslebens abgeschlossen ist, also der finanzielle Grund ihrer Präsenz am zweiten Ort erlischt und sie gleichzeitig ihren Platz in der Heimat nicht (wieder)finden, tritt eine Lebensleere ein, die „Vakanz“ (Sayad). Sie ist eine Folge der globalen Entsozialisierung dieser Gastarbeiter. Das darin zum Ausdruck kommende Gesamtkapitaldefizit (kulturelles, soziales, ökonomisches, symbolisches Kapital) ist untrennbar mit Prozessen der Entidentifizierung, Entfunktionalisierung und Entkulturalisierung verbunden.

...und französischen Migranten in Berlin

Überraschenderweise sind ähnliche Situationen auch bei nicht als Gastarbeiter stigmatisierten Migranten zu finden, so bei den in Berlin lebenden Franzosen und Französischen. Bei denen trifft jedoch selten beides zusammen, die geographische Situation einer zweiten Residenz in einem anderen Land und die eines Gastarbeiters. Teilweise erklärt sich deren Situation aus den Rahmenbedingungen bei ihrer Ankunft: Sie kamen meist als als Ledige, durchschnittlich im Alter von 23 Jahren. Nur die wenigsten von ihnen sind einfache Arbeiter oder Ar-

beiterinnen – und wenn doch, dann kamen sie meist zwischen 1960 und 1994 im Rahmen ihres Wehrdienstes bei der französischen Armee.

Folgendes Beispiel kann die Vakanz im französisch-berlinerischen Fall konkretisieren: Robert²⁹ hat seine Zeit in Berlin als Militärangehöriger begonnen und steht bis heute der Gemeinschaft des französischen Sektors sehr nah. Mit dem Rückzug der Besatzungstruppen schrumpft dieser spezifisch vernetzte Teil der französischen Bevölkerung in Berlin bis 1994³⁰ rasch und in den Folgejahren langsam, aber kontinuierlich. In Berlin hat Robert nur noch einige wenige alte Freunde. Seit zehn Jahren ist er Rentner und hat vor fünf Jahren seine deutsche Frau verloren. Er hat nicht lange überlegt, ob für ihn ein Altenheim für ehemalige Soldaten in Frankreich als Lebensort in Frage käme, er möchte überhaupt nicht mit Alten leben. In Frankreich kennt er zudem niemanden mehr außer seinen Sohn, den er regelmäßig besuchte, bis dieser starb. Bei ihm hätte er aber auch nicht das ganze Jahr wohnen können. So bleibt er in Berlin in seiner bescheidenen Wohnung im ehemaligen französischen Sektor, wo er noch viele Erinnerungen hat. Die letzte Verbindung zur französischen Gesellschaft stellen die Nachrichten aus Frankreich auf TV5 dar, die er sich gern täglich ansieht. Deutsche Sender schaut er kaum. Er bedauert, dass sich das Konsulat in Berlin nicht um alte Veteranen wie ihn kümmert. Auf keinen Fall fühlt er sich als Deutscher, sondern als Franzose und einsam.³¹

In der Studie von Sayad sowie in dem diesem französischen Fall bezeichnet die Vakanz also eine Situation der pluralen oder plurilokalen Desintegration bzw. Leere, eine Art Irrfahrt mit oder ohne Bewegung. Sie beschreibt einen extremen Aspekt der räumlichen doppelten Abwesenheit, bei der Mobilität an Bedeutung verliert, da das Ziel oder der Sinn der Bewegung wie der Verankerung verschwindet. Die Vakanz weist darauf hin, dass Integrationskategorien (funktionell, sozial, kognitiv und identitär) notwendig für die Herstellung und Beibehaltung von Multilokalität und die Minderung von lokaler Abwesenheit sind.

3 Funktionelle, soziale, kognitive und identitäre Anwesenheits-erwartungen

Die Beschreibung als multilokal abwesend bezeichnet mehr als multilokale Desintegration. Sie deutet für Migranten und für ihre Umgebung die Erwartung hinsichtlich ihrer Anwesenheit an mindestens zwei Verortungen³² an. Jenseits des tatsächlichen Besitzes (bzw. der Nutzung) von Wohnungen verankern sich in diesen Erwartungen Vorstellungen von den Aktivitäten, dem Familienleben, dem Status und der Identität der Person. Die Erwartung an die Anwesenheit der Multilokalen hat schematisch vier Dimensionen: (a) Die Situation erfordert es, sich funktionell um Personen oder Dinge oder Geschehnisse/Prozesse am Ort zu kümmern (z. B. Kinder beaufsichtigen oder die Wohnung putzen); (b) die Personen der Mit- und Umwelt erwarten ein Gegenüber und üben passive oder aktive Verhaltens- und Handlungszwänge aus; (c) die Aktualisierung des Wissens über die Archipelinseln stützt zugleich die funktionelle Leistungsfähigkeit; (d) eigene und (antizipierte) fremde Identitätserwartungen bestimmen die Ausformung und Wertung der Multilokalität sowie die Insellokalisierungen.

Funktionelle Integration: Übernahme lokalisierter Rollen

Insbesondere bei multilokalen Mehrpersonenhaushalten bringt Abwesenheit vor allem funktionelle Probleme mit sich. Da jede Verortung zu gewissen regelmäßigen Aufgaben bzw. Verpflichtungen führt, können sich aus primären wie auch sekundären Anlässen sachliche Zwänge ergeben. Schon das Wohnen selbst kann mehrere Funktionen haben, wie mein eigenes Beispiel zeigt: Im Zusammenhang mit meinem beruflichen Wechsel von Berlin nach Basel suchte ich für eine Übergangsphase eine provisorische Unterkunft bei Basel. Da ich meine Hauptwohnung, in der meine Familie lebt, noch eine gewisse Zeitlang in Berlin halten wollte, beabsichtigte ich, zunächst jede Woche zwischen den beiden Städten zu pendeln, was zeitlich und finanziell dank der günstigen Flugverbindungen möglich ist. In einem Vorort Basels fand ich ein freies Zimmer in einem Haus, dessen Bewohner selbst etwa fünf Monate im Jahr in der Bretagne leben. Mein Einzug in dieses Haus stellte für beide Parteien eine ideale Lösung dar, da einer-

seits das Baseler Haus dadurch dauerhaft bewohnt, gepflegt und überwacht wurde und ich andererseits eine eigene Bleibe für vergleichsweise geringe Mietkosten erhielt. Die Funktion „Wohnen“ setzt sich in diesem Fall aus einem ortsfesten eigenen Schlafzimmer, der Nähe zum Arbeitsort, einer Privatadresse und einer günstigen Aufsicht für das Haus zusammen. Betrachtet man einen Familienhaushalt, kommen die Versammlungsfunktion und die Familienfunktion der Wohnung hinzu, denn die lokale Inselerankerung verlangt bei mehreren beteiligten Personen nach einem Ort, an dem sich die Familienmitglieder versammeln können oder von dem aus die Kinder in die Schule gehen. Die transnationale Haushaltsmultilokalität eines Paar- bzw. Elternteils verstärkt das Augenmerk auf die Logistik oder die Zuständigkeiten für lokale Alltagsfunktionen.

Ein weiteres Beispiel³³ soll das Konfliktpotenzial zuspitzen: Seit 15 Jahren arbeitet Theresa unter der Woche als Putzfrau in Berlin. Sie hat viele, teils langjährige Kunden und kann mit ihrem Einkommen ihre Haushaltssituation deutlich verbessern. Jeden Donnerstagabend fährt sie in ihren polnischen Heimatwohnnort „zurück“. Dort übernahm sie bis vor kurzem ihre Funktion als Mutter. Dies ist keine große Herausforderung mehr, da ihre Tochter inzwischen über 20 Jahre alt ist und unter der Woche in einer anderen Stadt studiert. Für die vergangenen Jahre ist jedoch zu fragen, wer sich unter der Woche um die Tochter und das Haus kümmerte. Weder konnten die Großeltern diese Aufgabe so regelmäßig und dauerhaft übernehmen, noch wollte ihr Ehemann seine Berufschancen zugunsten der Erziehung der Tochter mindern. Seitdem er vor ein paar Jahren selbst eine Stelle in Skandinavien angenommen hat, kommt er nur noch alle drei Monate „zurück“. Theresa konnte ihre Tochter aber auch nicht mit nach Berlin nehmen, da sie zu Beginn ihrer transnationalen Multilokalität in Berlin noch illegal war. Als Lösung bot sich nur die Möglichkeit, vier Tage in der Woche eine Haushilfe im polnischen Wohnort anzustellen. Da diese Dienstleistung auch in Polen viel Geld kostet, hat sie eine ukrainische Frau als informelle Haushilfe rekrutiert. So entstehen *transnationale Verschiebungsketten* von Frauen aufgrund ähnlicher struktureller Problemlagen.³⁴ Theresa hat das Problem ihrer Abwesenheit von der Hauptwohnung

logistisch gelöst. Affektiv möchte sie lieber häufiger mit ihrem Mann und ihrer erwachsenen Tochter zusammen sein. Obwohl das verdiente Geld auch dazu genutzt werden soll, der studierenden Tochter eine gute Ausbildung zu sichern, hat sie das Gefühl, aufgrund ihrer Abwesenheit nicht immer eine gute Mutter gewesen zu sein. Sie geht davon aus, ihre Haushaltsmultilokalität noch höchstens zehn Jahre zu praktizieren. Danach möchte sie wieder mit ihrem Mann und ihrer Tochter (eventuell auch mit Enkelkindern) in Polen zusammenleben. Wenn sie jetzt donnerstags in die polnische Wohnung „nach Hause“ kommt, ist jedoch meist noch niemand da.

Die Beispiele zeigen, dass mit der funktionellen lokalen Wohnerwartung weitere Anwesenheitserwartungen verbunden sind. Zu den Wohnerwartungen gehört ein stabiler, erreichbarer, geschützter und eigener Ort. Eine Wohnung ist zusätzlich oft Sitz des familiären Lebens, das logistische Entscheidungen und Präsenzen verlangt. Wie das zweite Beispiel zeigt, reicht die Organisation der wöchentlichen bzw. monatlichen Abwesenheiten nicht aus. Theresa vermisst das alltägliche Zusammenleben. Ihr Beispiel zeigt darüber hinaus, dass die funktionelle Anwesenheitserwartung nicht geschlechtsneutral ist.³⁵ In ihrem Fall scheint nur ein Elternteil, sie selbst sich um den Zusammenhalt der Familie zu kümmern. Solange der Vater noch am Familienort lebte, wollte er sich neben seiner Berufstätigkeit nicht auch noch um die Erziehung seiner Tochter kümmern, und seitdem auch er transnational lebt, fährt er nur alle drei Monate nach Hause. In der transnationalen wöchentlichen Multilokalität hat Theresa die Zuständigkeit für die Hauptwohnung und die Tochter behalten.

Offensichtlich entsprechen ein transnational lebender Mann und eine lokal lebende Frau, die sich um Haushalt und Kinder kümmert, den nach wie vor verbreiteten Vorstellungen geschlechtlich-räumlicher Arbeitsteilung – wie auch weitere Beispiele zeigen.³⁷ Die beschriebene funktionelle Erwartung erscheint auf den ersten Blick „natürlich“ und notwendig, sie entspricht jedoch vor allem einer normativen gesellschaftlichen Erwartung. So setzt sich mit der Haushaltsmultilokalität die asymmetrische Geschlechterverteilung der Haushaltsaktivitäten fort. Vor allem aber werden

diese notwendigen, jedoch einseitig der weiblichen Geschlechtsrolle zugeordneten Alltagsarbeiten von den männlichen Transnationalen übersehen und so entweder als gar nicht anfallend oder als nicht bedeutsam gewertet. Zu diesen Arbeiten zählen die alltäglichen Kontakte mit dem entfernt lebenden Familienteil meistens in Form von Telefonanrufen oder von immer häufiger benutzten Videoanrufen³⁷, damit die Kinder auch mitsprechen können. Solche regelmäßige Handlungen mildern nicht nur die physische Abwesenheit des multilokalen Elternteils von der gemeinsamen Familienwohnung, sondern ermöglichen mit ihrer Häufigkeit, ihrer Ritualität und dem Austausch von Alltagsproblemen sowie scheinbar unbedeutenden Nachrichten auch einen Ersatz von Familienalltag, Gemeinschaft und Zugehörigkeit (je nach Beobachtungsebene). Der durch Fernkontakte (Anruf, Video) geschaffene Ersatzfamilienalltag erfordert also Regelmäßigkeit der Kontakte und auch die Erreichbarkeit und die Verfügbarkeit des Partners zu bestimmten und lokalisierten Zeiten (technosoziale Festlegung am Netz durch Computer, Mobiltelefon etc.).³⁸

Soziale Integration: strategische Kontaktpflege

Die Erwartung einer sozialen Anwesenheit der Multilokalen beschränkt sich nicht allein auf die private Sphäre, sondern weitet sich auch auf die berufliche Sphäre aus, wobei sich der Charakter der Erwartung leicht ändern kann. Die Anwesenheitserwartung erfordert im Beruf nicht zwingend physische Präsenz, sondern eher Zeichen der lokalen Zugehörigkeit und Loyalität. Professor Herman, einer unserer Interviewpartner, ist ein gefragter Wissenschaftler und hat viele Zuständigkeiten übernommen. An beiden beruflichen Standorten in Frankreich und Deutschland hat er mit funktionellen Anwesenheitserwartungen zu tun. Er kann jedoch dank des zeitlichen Spielraums seines Berufs seine Anwesenheitsperioden multilokal abstimmen. Seine Vorlesungszeit konzentriert er immer in Blockseminaren, und zwischen den beiden Arbeitsinseln fährt er immer mit dem Zug in der ersten Klasse, damit er Zeit zum Korrekturlesen hat (eine Fahrtstrecke bietet genügend Zeit für das Korrekturlesen einer Dissertation). Das Flugzeug nimmt er kaum, weil er darin nicht so gut arbeiten kann. Er teilt mir im

Interview mit, wie er von den Kollegen angesehen wird:

„Ja. Viele Freunde sagen zu mir, dass ich germanisiert bin. Die das sagen, hänseln mich deswegen. Dennoch denken auch andere so ... Kollegen denken, dass ich mir ein gutes Leben mache, dass ich von den Sirenen gelockt bin. Andere, dass ich meine Pflichten vernachlässige, indem ich nicht vollständig in einer französischen Universität bin. Ich erwecke bei meinen Kollegen Eifersucht oder Neid, schlichtweg weil ich die Chance habe, meine Karriere in zwei Ländern, in der Lehre und der Verwaltung weiterzuführen.“

Es entspricht der Natur akademischer Stellen, dass Hochschulprofessorinnen und -professoren für Forschungen oder Kolloquien oft unterwegs sind. Sie können (bei Stellenwechsel) auch oft nicht (gleich) am (neuen) Universitätsstandort wohnen. Diese Lebensweise führt zu regelmäßigen physischen Abwesenheiten am Arbeitsort. Prof. Herman wurde jedoch dafür nicht kritisiert. Er ist z. B. sogar in der universitären Selbstverwaltung (Berufungskommissionen, Beiräte etc.) sehr präsent. Die Vorwürfe bewegen sich auf einer anderen Dimension der lokalen An-/Abwesenheit: Es geht um die Loyalität gegenüber dem beruflichen Standort und seiner Institution. Erstens verhält er sich nicht wie die anderen französischen Kollegen und Kolleginnen. Seine besondere Art und Weise erscheint nationalkulturell fremd und bedeutet, dass er sich an die üblichen national- und lokalkulturellen Ethos nicht anpasst. Zweitens bedeutet seine Teilabwesenheit das Kumulieren zweier Funktionen, die selten kumulierbar sind. Im spärlich finanzierten universitären Milieu der französischen Geisteswissenschaften³⁹, in dem die Stellen rar sind und man auf höhere Einkommen verzichtet, etwa indem man Beamter wird, stellt eine zusätzliche Tätigkeit einen Anreiz dar. Aus der diffizilen finanziellen Situation des Milieus machen die Kritiker ein Argument der Ethik: Wir widmen uns unserer lokal verankerten Berufung, ohne für Mediatisierung/Ruhm – der interviewte Professor ist in seinem Bereich sehr bekannt – oder Geld unsere Seele zu verkaufen. Dieses Argument ähnelt dem mittelalterlichen Stadtrecht⁴⁰, wo Handwerker das Recht und Privileg hatten, innerhalb der Stadt und unter den Regeln einer Innung frei zu handeln, zugleich aber die Stadt (für eine gewisse

Dauer) nicht verlassen durften. Er verletzt also einige lokale und fachspezifische Verhaltensnormen, ohne allerdings dafür bestraft zu werden, und kann sein Amt temporär verlassen. Damit überschreitet er die normativen Abgrenzungen. Wie hat er diese strategische Doppelposition oder Doppelanwesenheit erreicht? *„Man muss zuerst seine Bemühungen nur auf ein Land konzentrieren. Wenn man sich zu sehr zwischen den beruflichen Zielorten zersplittert, kann man sich weder in dem einem noch in dem anderen etablieren.“* Diese Verhaltensweise muss in der Branche schnell erlernt werden. Viele französische Doktoranden und Doktorandinnen, die im Ausland forschten, haben sich beschwert, dass es nicht einfach war, vom Ausland her eine Stelle in einer französischen Universität oder einem Forschungsinstitut zu bekommen. Sie sind in der Tat eher benachteiligt, denn aufgrund von verschiedenen Lehrstuhlstrategien werden (in Frankreich) die lokalen Nachwuchswissenschaftler des lokalen Professors wohl häufiger als die Anderen bevorzugt („Ethik der Treue oder perverser Klientelismus“⁴¹).

Auch Firmenentsandte können ähnliche abwesenheitsbedingte Nachteile antreffen. Derick, 30 Jahre alt, ledig und seit vier Jahren für eine französische Firma in Berlin tätig, fragt sich, ob er nach Abschluss seiner Tätigkeit dort wieder eine Stelle in Frankreich finden wird. „Weggegangen, Platz vergangen“, sagt er misstrauisch. Für ihn war der Aufenthalt in Berlin eine internationale Karrierephase, um dann aufgrund seiner Erfahrung eine bessere berufliche Stellung in Frankreich zu erlangen. Er hat viel Zeit – Wochenende inklusiv – in seine Tätigkeit investiert. Als er jedoch in der Hauptniederlassung in Paris zu tun hat, spürt er, dass er nicht mehr so integriert ist wie früher. Jemand fragt ihn z.B.: „Man sieht dich nicht mehr, was machst du?“ Sowohl dort als auch bei Besuchen seiner Chefs in der Berliner Niederlassung hat er den Eindruck, dass niemand versteht und anerkennt, wie er dort die interkulturellen Missverständnisse zwischen Franzosen und Ostdeutschen tagtäglich entschärft. Er erklärt die Interesselosigkeit namentlich mit dem kulturellen Indikator, dass die international profilierte Firma als Arbeitssprache französisch hat. Ronan hat gelernt, sich zu zeigen, sich zu profilieren. Er erklärt niemanden mehr seine Interkulturalitätsstricks, fährt aber mindestens ein Mal pro Monat⁴² in

die Hauptniederlassung seiner Firma nach Paris. Er nützt jede Gelegenheit von Fachtagungen, Fortbildungen oder Berichterstattungen, um dorthin zu fahren und Kontakte zu pflegen sowie persönlich und informell sein Interesse an freien Stellen auszudrücken. Zugleich schließt er die Möglichkeit nicht mehr aus, dank seiner Erfahrung in Berlin einen Job in einer anderen Firma zu finden.

In diesen wie in weiteren hier unerwähnten Beispielen ist zu beobachten, dass die transnationalen Multilokalen aufgrund des lokalisierten Sozialdrucks interkulturelle Kompetenzen und Anwesenheitsstrategien entfaltet haben, um lokal strategisch zu handeln. Diese zwanghafte interkulturelle Anpassung kann sogar zum Verschweigen dieser Arbeit führen. Die lokalisierte bzw. kulturelle Abgrenzung der beruflichen Standorte zwingt zu einer Art strategischer „Anwesenheitsmobilität“, und zwar sozial wie kulturell – es geht gleichermaßen um Sozialkontakte wie um informelle Informationen. Multilokalität ermöglicht und erzwingt die Auffrischung aller zu einem Ort gehörigen Kenntnisse.

Kulturell-kognitive Integrationsstrategie: Information

Nicht nur die direkte Aufrechterhaltung der wechselseitigen Anerkennung als (guter) Mitarbeiter bzw. Familienangehöriger mit den Personen am Ort, sondern auch die Auffrischung der Ortskenntnisse (Neuheiten inklusive), die Praxis des Ortes und das Knüpfen neuer Kontakte sollen die Kontinuität der funktionellen, identifikativen, kognitiven und sozialen Integration auf den Inseln eines Archipels bewahren.⁴³ Die Interviewten erwähnen schematisch zwei raumzeitliche Dimensionen von „kulturellen Auffrischungspraktiken“: den lokal kulturellen „Verinnerlichungsschub“ und die lokale bzw. ferne regelmäßige Auffrischung.

Bei Ankunft in ihrem französischen Wohnort führt Carina⁴⁴ eine Art Ritual durch: Sie liest die Ausgaben der letzten zwei Monate der lokalen Zeitung und lädt dann ihre Bekannten ein. Damit fühlt sich wieder als Teil ihrer Insel in Frankreich. Die dortige Zeitung und ihre dortigen Bekannten haben für ihr Leben in Berlin keine Bedeutung; sie bleiben lokal. Die Zeitung hat keine nennenswerte Webseite und sie will sie nicht abonnieren. Von ihrer Mutter erhält sie ab

und zu per Post ausgeschnittene Artikel der Zeitung, oft handelt es sich um Themen mit Bezug zu Berlin oder Deutschland und selten zum Herkunftsort. Sie telefoniert jeden Sonntag mit ihrer Mutter. Für Carina sind das Leben in Berlin und das Leben im französischen Wohnort zwei getrennte Welten. Sie bemerkt eine Informationsasymmetrie: Erstens berichten die Medien mehr über Berlin als über den französischen Wohnort, wobei diese Info über Berlin auch breiter ausgestrahlt wird. Zweitens ist die Mediennutzung von Carina auch jeweils anders; sie sucht nicht die gleichen Infos über ihre zwei Lebensorte, auch nicht mit der gleichen Häufigkeit etc. Der Wohnort in Frankreich ist Ort der Kindheitserinnerung. Hier stehen affektive Bindungen sowie die persönlich wichtigen und gesellschaftlich unbedeutenden freundlichen Kontakte im Vordergrund. Der Informationsaustausch ist informell, lokal, visuell (Face-to-Face, lokale Eventbilder in der Zeitung). In Berlin ist sie eher beruflich verankert. Für ihren Beruf muss sie immer erreichbar sein. Selbst wenn sie im französischen Ort ist, lässt sie ihr Mobiltelefon an und checkt ihre E-Mail-Box täglich. Mit ihren Berliner Freundinnen und Freunden kommuniziert sie mithilfe dieser Medien. So vervollständigt sich für Carina die lokale Ebene erst durch eine zusätzliche nationale. Sie liest täglich deutsche und französische E-Zeitungen und hört gern Radio France International. Die informationelle Auffrischung erfolgt für Carina auf nationaler und internationaler Ebene, wobei alles, was den Beruf betrifft (leistungsfähig bleiben), kontinuierlich und alles, was die Lokalität der Heimat betrifft, sequenziell angeordnet wird.

Identitäre Integrationsstrategien

Man könnte nun erwidern, dass diese kognitiven Praktiken selbstverständlich sind. In monolokalen Situationen, wo soziokulturelle Abgrenzungen eher unmerklich sind, bleibt die informationelle Arbeit unsichtbar. Im Alltag braucht man sich kaum anzustrengen, um den lokalen Nachrichten zu folgen – ein angeschaltetes Radio ist wie die tägliche Dusche. In transnationalen Situationen wird diese Arbeit generell anstrengender, wichtiger und bewusster. Das Schalten verschiedener Informationskanäle oder das Kontaktieren von fernen Bezugspersonen sind zeitraubende und bewusste Arbeit und wichtig für die Integration hier und dort.

So hat sich z. B. Julia⁴⁵ eine gewisse Zeit lang überhaupt nicht über die Entwicklungen in der anderen Gesellschaft informiert. Die inzwischen gelernte Transnationale sagt zu dieser Periode, dass sie mit ihrem Wissen über die Entwicklungen der französischen Gesellschaft fünf Jahre im Rückstand ist. Als sie nach Frankreich remigrierte, konnte sie manche Gespräche oder manche Verwaltungsschritte nicht mehr verstehen. Man ging davon aus, dass die „verpassten“ Informationen allen Betroffenen ohne weitere Erklärung bekannt waren. Desorientiert fühlte sie in diesem Moment das zuvor als selbstverständlich angenommene heimliche Einverständnis mit den Einheimischen nicht mehr. Diese Beispiele betonen die „Identitätsdimension“ des lokalen Informationswissens. Was die transnationale Haushaltsmultilokalität sowie den Anwesenheitszwang verursacht, kann also identitär sein. Die Empirie zeigt mindestens drei Identitätsausformungen in Reaktion auf die Anwesenheitserwartungen: (a) als Folge der Verinnerlichung der multilokalen Zugehörigkeiten, (b) als Erfindung einer Wahlheimat für international Entsandte und (c) als Prestige.

Bei der transnationalen Haushaltsmultilokalität von Sylvia⁴⁶ spielen die funktionellen und ökonomischen Kriterien eine Nebenrolle. Sylvia ist seit zwanzig Jahren Assistentin einer Geschäftsführung in Berlin. Ihre ganze Karriere hat sie im Ausland, meist in Berlin verbracht. Neben der Arbeit hatte sie die Liebe eine Zeitlang in Berlin verankert. Sie ist ledig und kinderlos. Seit dem Tod ihrer Eltern verbringt sie viermal im Jahr Ferien im Familienlandhaus in Südfrankreich. Zeit im Elternlandhaus zu verbringen, ist für sie teils Pflicht und teils Auszeit; außer ihr kümmert sich niemand um das Haus. Erholung hat sie dadurch kaum, ständig kommen andere Familien oder Freunde zu Besuch, meist Bekannte aus ihrer Kindheit, die am Ort geblieben sind. Für die Zeit als Rentnerin will sie ihre Pendelgewohnheit ändern und in Südfrankreich wohnen. Ihre Freundinnen und Freunde bezweifeln, dass sie nach Südfrankreich zurückziehen und Berlin für immer verlassen wird, sie ist so glücklich in Berlin. Gegenwärtig tendiert sie zur Zwischenlösung, den Winter im Landhaus und den Sommer in Berlin zu verbringen. Sie sagt, sie könne sich nicht entscheiden, nur in Südfrankreich oder nur in Berlin zu wohnen. Eine Melange aus affekti-

ven und technischen Gründen führt bei ihr zur Fortführung der Haushaltsmultilokalität. Im französischen Haus lässt es sich gut wohnen, und durch die Erinnerungen und die familiären Verbindungen fühlt sie sich dort auch zugehörig. Aber ohne Fernsehen oder moderne Kommunikationsmittel und „so weit von allem“ meint sie dort nicht die ganze Zeit bleiben zu können. Wenn sie in Südfrankreich ist, ist sie z.B. schon bis zu 100 km gefahren, lediglich um die FAZ zu kaufen. Sie möchte wenigstens wöchentlich wissen, was in Deutschland passiert.⁴⁷ Man könnte diese Situation als eine Multilokalität zwischen einer familialen Heimat und einer Wahlheimat bezeichnen. Für Sylvia war jedoch Berlin keine „freie Wahl“, sondern ein gewordener Zugehörigkeitsort. Die Bezeichnung Wahlheimat passt wohl eher zum nächsten Beispiel, in dem Laura sich aktiv einen Ort aneignet.

Laura⁴⁸, ledige Führungskraft einer internationalen Firma, arbeitet nach Stationen in London und Paris seit kurzem wieder in Berlin. Dort hatte sie mehr als einen Koffer gelassen. Vor fünf Jahren, kurz vor ihrem beruflichen Weggang, hatte sie dort eine Wohnung gekauft. Seit fünf Jahren nutzte sie ihr Konzertabonnement für die Philharmonie als Anlass, um regelmäßig dorthin zurückzukehren. Für sie ist Berlin eher Wohnort als London oder Paris, wo sie nur arbeitet. Laura hat den Mittelpunkt ihres Archipels in Berlin gefunden. Nach vielen Umzügen und vor dem Weggang aus Berlin wollte sie nicht mehr so viel Energie in die Integration an einem neuen Ort investieren. Sie wollte Stabilität in ihrem Leben, einen bleibenden Ort, eine Wahlheimat finden. Berlin mit seinen reichen kulturellen Angeboten, seinem preiswerten Leben und seiner guten Verkehrserschließung durch Fluglinien hat sie sehr genossen. Sie hat sich ihre Wohnung „wie andere eine Datsche“⁴⁹ gekauft. Da sie daran gewöhnt ist, durch ganz Europa zu reisen, und sie sich das finanziell und zeitlich auch leisten kann, konnte sie sich einen von ihrem Arbeitsort weit entfernten, jedoch emotionell zentralen Wohnort aneignen.

Eine faktisch ähnliche Situation könnte aus anderen Motiven resultieren, die als Prestige eines Ortes, z.B. eine „Hochburg“ zu sein, zu verstehen sind. Gina⁵⁰, Ehefrau eines Topmanagers, wäre ihrem Mann nicht gefolgt, wenn er in Stuttgart geblieben wäre.

Im Interview grenzte sie ihre bevorzugten Orte (West-Paris, Japan, wo sie früher war, die von ihr vorbereiteten weltweiten Kunstausstellungen, die Treffen mit den Ehefrauen von Botschaftern, Berlin-Grunewald wo sie aktuell wohnt) gegen persönliche Nicht-Orte ab (Ost-Berlin, die französische Gemeinschaft, Stuttgart und die Provinz). Laut ihrer Unterscheidung gibt es also Orte, an denen man abwesend sein kann oder sollte, und andere, an denen man anwesend sein sollte, zumal sie ausgezeichnet sind. Ihre Ortsbeschreibung ist als Identitätszugehörigkeitserklärung zu einem exklusiven, kollektiven Archipel zu betrachten.

Die Identitätserwartungen der Person und ihrer Umgebung in der transnationalen Multilokalität finden ihre ausdauernde Realisierung in der Gewohnheit, der langfristigen Aneignung bzw. Beibehaltung der international und zugleich lokal situierten Verankerungen. Für die lokale Identitätsverankerung bieten sich verschiedene Anknüpfungsmöglichkeiten: Kindheitserinnerungen, Familienverortung, berufliche Sozialisierung, Wahlheimat oder irgendeinen anderen stabilen Punkt in einer modernen nomadischen Karriere. Ob endogen oder exogen: Identitätserwartungen scheinen zudem immer auch durch soziale Differenzierung und Gruppenzugehörigkeit gekennzeichnet.

4 Schlussfolgerung

In unserer technomobilen Gesellschaft sind Funktions-, Soziokultur- und Identitätsdimensionen wichtiger als geo-metrische Entfernungen für die Aneignung und Organisation sozialer Lebensräume. Ihr Zusammenspiel generiert auf je spezifische Weise individuelle und kollektive Archipele. (Haushalts-)Multilokalität geht dabei mit besonderen Abwesenheitsproblemen einher, die durch nationale und lokale Abgrenzungen zusätzliche Brisanz erhalten können. Trotz zunehmender transnationaler Multilokalität bleiben traditionelle Anwesenheitserwartungen an den international verstreuten Orten erhalten. Aufgrund ihrer sporadischen Abwesenheit sind Multilokale gefordert, ein örtlich verstreutes Leben mit der Normalität und Selbstverständlichkeit des Lebens an jedem der beteiligten Orte abzugleichen. Dies gelingt oft genug nicht. So beschreibt der extreme Fall der Vakanz

die gesellschaftliche Doppelabwesenheit alter Migrantinnen und Migranten, die weder hier noch dort ihr „Eigenes“ erhalten konnten. Der Stellenwert der Archipelinseln entspricht dabei nicht der Aufenthaltsdauer der Archipelaner am Ort, sondern der Intensität ihrer Präsenz, die durch vier Integrationsdimensionen (funktionell, sozial, kognitiv, identifikativ) analysierbar ist. Erst wenn ihre Präsenz eine gewisse Intensität erreicht, ist es für Multilokale möglich, in einem Milieu Fuß zu fassen, sich einen Ort anzueignen, eine Position zu festigen etc.

Anwesenheit und Abwesenheit bedeuten nicht bloß die physische Anwesenheit oder Nichtanwesenheit am jeweiligen Ort. Sie sind zudem Ausdruck der Erwartungen der anderen und des Abwesenden selbst. Dazu gehören (a) die Übernahme lokalisierter Rollen (z.B. Angestellte, Familienbezugs-person, Bürger, Einwohner ...), die auch geschlechtstypisch normiert sein können; (b) die lokale bzw. virtuelle Kontaktpflege und das Zusammenleben, in denen Anerkennung, Legitimität und Loyalität der Zugehörigkeit aktualisiert werden; (c) die Aktualisierung der formellen und informellen Kenntnisse, was insbesondere in Familien einen umfangreichen Austausch über viele kleine Alltagserlebnisse erfordert; (d) die lokale Identifikation bzw. dauerhafte Verinnerlichung einer lokalen/milieugeprägten Zugehörigkeit oder Lebensweise, wobei stabile Wahlinseln oder beim „eigenen“ Milieu anerkannte symbolische Verortungen hilfreich sind. Wohnen findet in diesem Sinne dort statt, wo sich Anwesenheitserwartungen (und Interessen) erfüllen, räumlich gestreut in der transnationalen Multilokalität.

Der persönliche Archipel ist Ergebnis eines Überwindungsprozesses geo-metrischer Diskontinuität zwischen Lebensorten. Er dient der Aufrechterhaltung funktioneller, geselliger, kognitiv-kultureller und/oder identitärer Kontinuitäten, die sich sozial und zeitlich verwirklichen. Die Inselverankerungen (insbesondere die Anwesenheitserwartungen) entsprechen also wiederkehrenden Mustern, die nicht nur funktionell sind, sondern auch (haushalts)biografisch oder milieuspezifisch sein können. Die Inseln sind keine natürlichen Orte wie Augés „Nicht-Orte“, sondern von den Praktiken und Wahrnehmungen der Individuen hergestellte. Daraus folgt, dass es zwischen den Inseln eines Archipels eine strukturelle Asymmetrie der Erreichbarkeiten (Sylvias Informationsmanagement zwischen Berlin und ihrem Landhaus) oder eine persönliche Investitionshierarchie (Lauras Berliner Zentralwohnung im Vergleich zu ihren anderen Arbeitswohnorten) geben kann. Die detaillierten Anwesenheitserwartungen zeigen zugleich, dass z.B. Geselligkeit nicht auf individuell zentriertes Sozialkapital reduziert werden kann, zeigen also die Subjektivitätsbegrenzung der Archipelbildung.

Insgesamt habe ich hier Abwesenheit eher als negativen Aspekt der Multilokalität dargestellt, den es auf irgendeine Art und Weise zu überwinden gilt. Selbstverständlich kann die Abwesenheitssituation auch positiv wirken⁵¹, sogar als Spielraum erwünscht sein. Selbst die Antwort auf die einleitend aufgenommene Frage „Wo bist du?“ kann moduliert werden.⁵² Diese und weitere Aspekte sind in zukünftigen Arbeiten weiter auszuleuchten.

Anmerkungen

- (1) Halbwachs, M.: Das kollektive Gedächtnis. – Frankfurt/M. 1991; ders.: Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen. – Frankfurt/M. 2008
- (2) Bourdieusche Schule, siehe Bourdieu, P.: Physischer, sozialer und angelegener physischer Raum. In: Stadträume. Hrsg.: M. Wentz. – Frankfurt/M. 1991, S. 25-34
- (3) Certeau oder Foucault
- (4) Im Sinne von Bernard Debarbieux: „Zusammensetzung von materiellen und symbolischen Ressourcen, die die praktischen Bedingungen des Lebens einer Person oder einer Gesellschaft strukturieren kann und die ihnen im Gegenzug Informationen über die eigene Identität zurückgibt“ (Übers. C.D.L.). In: Dictionnaire de la géographie et de l'espace des sociétés. Hrsg.: J. Lévy, M. Lussault. – Paris 2003, S. 910. Die Form des Territoriums kann also genauso netzartig wie flächenmäßig sein; siehe auch Tarrus, A.: Les nouveaux cosmopolitismes. Mobilités, identités, territoires. – Paris 2000
- (5) Simmel, G.: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. – Frankfurt/M. 1992 (1908)
- (6) Es geht hier weniger um eine „time-space compression“ (Harvey, D.: The condition of Postmodernity. – Oxford 1989) oder einen „death of distance“ (Cairncross, F.: The Death of Distance. How the Communications Revolution is Changing Our Lives. – Boston 2001) als um die Konsequenz, d.h. die Entgeometrisierung der sozialräumlichen Kontinuität, Weite und Proportion (Virilio, P.: L'espace critique. – Paris 1984) auf städtische und supracitadische Maßstäbe. Die räumliche Entfernung zwischen zwei Orten entspricht immer weniger der zeitlichen Entfernung, der Erreichbarkeit oder der Familiarität mit den Orten (Stock, M.: L'hypothèse de l'habiter polytopique. Pratiquer les lieux géographiques dans les sociétés à individus mobiles. – Lausanne 2006).
- (7) Das Wort Archipel stammt aus dem Griechischen und bezeichnete ursprünglich die inselreiche Gegend der Ägäis. Heute wird das Wort häufig als Synonym für Inselgruppe oder Inselmeer verwendet. Im Unterschied zu einer Inselgruppe gehört zu einem Archipel auch das zwischen den Inseln oder Inselgruppen liegende Meer. Der Begriff wurde als Metapher in der Beschreibung der Weltwirtschaft (Veltz, P.: Mondialisation, villes et territoires. Une économie d'archipel. – Paris 1996; Dollfus, O.: La nouvelle carte du monde. – Paris 1995) und in einem soziologischen Essay (Viard, J.: La société d'archipel. La tour d'aigues. – 1994) benutzt. Die Unterscheidungen zwischen Orten und Nicht-Orten von Jean Duvignaud (Lieux et non-lieux. – Paris 1977), Michel de Certeau (Kunst des Handelns, a.a.O.) oder Marc Augé (Non-lieu. Introduction à une anthropologie de la surmodernité. – Paris 1992) bereiten auch das Denken einer sozialen Archipelisierung vor.
- (8) „Entfernung“ ist nicht nur auf die Erdoberfläche bezogen, sondern kann auch zeitlich, sozial oder kulturell sein. (Simmel, G.: Soziologie, a.a.O.).
- (9) Kaufmann, V.; Bergman, M.M.; Joye, D.: Motility. Mobility as Capital. Internat. Journal of Urban and Regional Research 28 (2004) 4, S. 745-756
- (10) Gesellschaftliche Situation, die u.a. bei Ulrich Beck als „Risikogesellschaft“ beschrieben wird
- (11) Siehe auch Abbildung 1 im Beitrag von Peter Weichhart i. d. H.
- (12) Duchêne-Lacroix, C.: Von französischen zu plurikulturellen Archipelen. Lebensformen von Franzosen in Berlin. In: Transnationale Karrieren. Biografien, Lebensführung und Mobilität. Hrsg.: F. Kreutzer, S. Roth. – Wiesbaden 2006; Duchêne-Lacroix, C.: Archipels transnationaux et agencements identitaires. – Lille 2007
- (13) Simmel, G.: Soziologie, a.a.O., S. 765
- (14) Mau, S.: Transnationale Vergesellschaftung: Die Entgrenzung sozialer Lebenswelten. – Frankfurt/M. 2007
- (15) Laut Meldegesetz oder für das Finanzamt geht es um den „Lebensmittelpunkt“, den einige in der Verwaltungspraxis mit der Mehrheit der am Ort verbrachten Tage gleichsetzen.
- (16) Einwohner eines Archipels
- (17) Abgesehen von nicht individuellen, sondern gesellschaftlichen Formen transnationaler Archipele (transnationale Firmen, NGOs, religiöse Vernetzungen, Diaspora usw.), die z.T. den Rahmen individuellen transnationalen Lebens bilden und solches erst ermöglichen oder zu einem solchen verpflichten
- (18) Der Begriff „Migrant“ wird in den Massenmedien oder der Alltagssprache für diesen Fall kaum benutzt, so als ob Entsandte nicht migrieren, sondern mobil sind und in allen (guten) Gesellschaften immer schon integriert wären.
- (19) Im Sinne von Michel de Certeau
- (20) Die Haushaltsmultilokalität begrenzt die geographischen a-metrischen Verflechtungsphänomene auf Wohnorte.
- (21) Typen von Profilen von Archipelanern habe ich an anderer Stelle dargestellt: Duchêne-Lacroix, C.: Situations transnationales et identifications territoriales: Cas de Français à Berlin. – Saarbrücken (im Erscheinen)
- (22) Neben anderen Phänomenen wie Zeitlichkeit, Anerkennung oder Verwundbarkeit
- (23) Diese analytischen Kategorien wurden in der Soziologie der Integration (von Migranten) oft angewandt: Bommers, M.: Der Mythos des transnationalen Raumes. Oder: Worin besteht die Herausforderung des Transnationalismus für die Migrationsforschung? In: Migration im Spannungsfeld von Globalisierung und Nationalstaat. Hrsg.: D. Thranhardt, U. Hunger. – Wiesbaden 2003, S. 90-116 = Leviathan Sonderheft 22/2003
- (24) Faist, T.: The Volume and Dynamics of International Migration and Transnational Social Spaces. – Oxford 2000, S. 356
- (25) Pries, L.: Transnationalisierung der sozialen Welt? Berliner Journal f. Soziologie 11 (2002) 2, S. 263-272
- (26) Z.B. zwischen den Hafenstädten Hamburg und Bordeaux. Vgl. Espagne, M.: Bordeaux-Baltique. La présence culturelle allemande à Bordeaux aux XVIII et XIX siècles. – Paris 1991
- (27) Lee, E.S.: A Theory of Migration. Demography 3 (1966) 1, S. 47-57
- (28) Sayad, A.: La double absence, des illusions de l'émigré aux souffrances de l'immigré (Vorwort von Pierre Bourdieu) – Paris 1999 (Das posthum erschienene Buch sammelt frühere Texte des Autors.)
- (29) Interview vom August 2004, Berlin-Wedding. Die Empirie der Studie „Transnationale Archipelisierung und Identitätszusammensetzung“ fußt auf Leitfadeninterviews von über 50 Einwohnern Berlins beiderlei Geschlechts, meist Franzosen, einer Analyse von Berliner soziodemographischen Daten und teilnehmenden Beobachtungen (Duchêne-Lacroix, C.: Von französischen zu plurikulturellen Archipelen, a.a.O.)
- (30) Letzter Abzug der russischen Truppen und entsprechend der Westalliierten laut Zwei-plus-Vier-Vertrag aus dem Jahr 1990/91
- (31) Seine Einsamkeit ist nicht nur eine Konsequenz seiner Multilokalität oder seiner Migration. Viele Ältere werden von der Gesellschaft desintegriert, ohne sich in der geschilderten Migrantensituation zu befinden. Die Situation verschärft sich für die ehemals Multilokalen gegenüber anderen jedoch aufgrund der größeren Entfernung zwischen den Orten.
- (32) Bei Sayads Gastarbeitern sind dies Herkunfts- bzw. familiärer Ort einerseits, Arbeitsort in einer anderen Gesellschaft andererseits. Selbstverständlich können auch Intensität, Sequentialität sowie der Erwartungsdruck dargestellt werden. Hier soll jedoch vor allem die Relevanz der vier Erwartungsdimensionen anhand typischer Beispiele plausibilisiert werden.

- (33) Interview vom Juni 2007, Berlin-Prenzlauer Berg, als Kontrastbeispiel für ein Vortragsmanuskript. Einen ähnlichen Fall hat jüngst eine Journalistin beschrieben: Wahba, A.: Meine Putzfrau kehrt heim. ZEIT (2008) 35, S.18 (www.zeit.de/2008/35/Putzfrau)
- (34) Auch Theresa putzt längst nicht mehr ausschließlich, sondern übernimmt die komplette Wohnungs- und Kinderbetreuung für Eltern, die beide erwerbstätig sind und wenig Zeit haben.
- (35) Die Anzahl der Fälle ermöglicht keine Generalisierung, aber ein besseres Verstehen der Situation und des Prozesses.
- (36) Diese Rollenverteilung beschränkt sich auch nicht auf gewisse soziale Milieus.
- (37) Interviewpartnerinnen und -partner, die regelmäßig Skype benutzen, sind mit Familienwohntort Berlin die Deutsche Franziska und der Franzose Alexander, der als internationaler Wahlbeobachter arbeitet, sowie die Französin Alicia, die als Angestellte in Berlin arbeitet und deren deutsch-französischer Sohn in Luzern lebt.
- (38) In den von uns untersuchten Haushalten erwarten die Frauen in der Familienwohnung von ihren multilokalen Männern diese Art alltäglicher Erreichbarkeit.
- (39) Die Bemerkungen der Professoren betreffen interessanterweise nur das französische Milieu.
- (40) Simmel, G.: Soziologie, a.a.O., S. 760-764
- (41) Godechot, O.; Louvet, A.: Le localisme dans le monde académique: un essai d'évaluation, la vie des idées (www.laviedesidees.fr/IMG/pdf/20080422_localisme.pdf, S. 1). Diese Schwierigkeit, als „geographischer“ Außenseiter in den lokalen Kreis hineinzukommen, wurde schon anhand des Falls einer international tätigen französischen Forscherin in einem anderen Artikel thematisiert: Claras Fall in Duchêne-Lacroix, C.: Von französischen zu plurikulturellen Archipelen, a.a.O., S. 251-252. In der Logik der Rekrutierung wird dann das gute Profil von Externen als Schrittmacher für lokale Bewerber benutzt und – z.B. falls es interne Divergenz im Institut gibt – eher akzidentuell gewählt.
- (42) Aber nicht jede Woche wie sein früherer Chef, der seine Familie in Paris hatte und seine Pariser Wohnung fünf Jahre lang nicht verkaufen wollte
- (43) Durch diese Prozesse verändert sich zugleich die Konfiguration des Ortes selbst.
- (44) Eine französische Schauspielerin, sie wohnt seit sieben Jahren in Berlin und fährt mehrmals pro Jahr zu ihren Eltern, wo sie sich mit eigenem Zimmer und viel Post immer noch wie zuhause fühlt.
- (45) Julia ist Assistenz-Professorin in Paris, wohnt jedoch mit ihrer deutsch-französischen Familie in Berlin. Bis zum Mauerfall war sie Lehrerin in einem französischen Gymnasium in Westdeutschland. Sie hat dann per Fernstudium eine französische Aggregation absolviert und eine Doktorarbeit geschrieben.
- (46) Französin, Interview in Berlin 2001
- (47) In Berlin hat sie hingegen weniger Stress, um Nachrichten aus Frankreich zu bekommen: TV5, Radio France International empfängt sie gut und laut ihren Aussagen ist auch überregionale französische Presse in Berlin gut vertreten.
- (48) Französin, Interview in Berlin 2001, 2004
- (49) Ihr Vergleich ist hier nicht als Relativierung zu verstehen. Wie in ein Landhaus kann sie sich an ihren eigenen Ort zurückziehen.
- (50) Französin, Interview in Berlin-Charlottenburg, 2001, wohnt in Grünewald
- (51) Z.B. wenn Haushaltsmultilokalitätsabwesenheit mit üblicher Alltagsabwesenheit verglichen wird: Eine Frau und ihr Mann vertragen seine transnationale Situation nur wegen ihrer Absehbarkeit. Dann relativiert sie, dass die Ehemänner in ihrer Umgebung nicht häufiger für die Familie da sind als ihr Mann, der wegen der Entfernung seiner Arbeitsstelle nur am Wochenende zuhause ist.
- (52) Pérec, G.: *Espèces d'espaces*. – Paris 1974